

Der arme Konrad

Blätter für Unterhaltung und Belehrung

Nr. 3

Sonnabend, den 8. November

1919

Nun ist es nicht weiter erstaunlich, daß die Prophezeiung die Geschichte Brandenburgs von den Arianern bis zum Großen Kurfürsten richtig schildert, denn ums Jahr 1685 ließ sich unschwer „vorher sagen“, was sich zwischen 1306 und 1685 ereignet hatte. Uns interessiert hier aber weit mehr, was die Weissagung von den Geschicken der brandenburgischen Herrscher nach 1685 zu melden weiß, und es muß von vornherein ausdrücklich festgestellt werden, daß sie den wahren geschichtlichen Tatsachen in keiner Weise gerecht wird. Das für uns Wesentlichste ist, daß die Lehninsche Weissagung nach dem Großen Kurfürsten nur noch insgesamt fünf brandenburgische Herrscher kennt. Demnach hätte Friedrich Wilhelm III. der letzte Herrscher in der Mark sein müssen, und man kann sich deshalb vorstellen, daß in den Unglückstagen zwischen Jena und Eisleben die Lehninsche Weissagung, die tatsächlich in Erfüllung gehen zu wollen schien, erhebliches Aufsehen machte. Nun sind aber noch vier weitere Herrscher auf den fünften Nachfolger des Großen Kurfürsten gefolgt, von denen die Lehninsche Weissagung nichts zu melden weiß. Damit ist sie schon ohne weiteres als wertlos erkannt.

Wie lautet nun aber der Schluß, die Ankündigung des Endes der brandenburgischen Monarchen, die uns heute zumeist interessieren muß? Hören wir den genauen Wortlaut der Prophezeiung:

„Zuletzt den Scepter trägt der letzte von dem Stamm. Israel wagt eine Tat, die kaum des Todes würdig. Der Hirt nimmt auf die Schaaf, und Deutschland ihn zum König.“

Die Mark vergiftet durchaus, was übel vor geschahen; Sie nährt die Ihrigen selbst, mag keinen Fremden sehn. Lehnin und Corin wird von neuem aufgebaut; Es kommt die Clerixen zu ihren alten Ehren, Auch stellt der Wolf nicht mehr dem edlen Schaaf-Stall nach.“

In verschleierter Form ist aus diesen ziemlich konfusem Versen nur zu ersehen, daß die Mark schließlich in den Schoß der alleinseigmachenden katholischen Kirche zurückkehren und ein etwas rätselhafter Hirt (der Papst?) deutscher König werden soll. Man kann nicht eben behaupten, daß diese Prophezeiung in den gegenwärtigen Tagen Aussicht auf Bewirklichung hat. Lehnin ist zwar in der Tat vor einigen Jahrzehnten wieder aufgebaut worden, Chorin dagegen nicht. Und die Weissagung über die Mark: „Sie nährt die Ihrigen selbst, mag keinen Fremden sehn“ berührt in einer Zeit, da das Hungergepenst umgeht, beinahe wie ein Hohn; auf Bayern hätte sie im Sommer 1918 zugetroffen, auf die Mark dagegen wahrhaftig nicht. Es ist also beim besten Willen nicht möglich, zu behaupten, daß die Lehninsche Weissagung besser eingetroffen sei als tausend ähnliche Prophezeiungen. Dr. Hennig.

Splitter und Späne

Klassenkämpfe

Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft — das heißt, genau gesprochen, die schriftlich überlieferte Geschichte — ist die Geschichte von Klassenkämpfen. Freier und Sklave, Patrizier und Plebejer, Baron und Leibeigener, Zunftbürger und Gesell, kurz, Unterdrückter und Unterdrückte standen in stetem Gegensatz zueinander, führten einen ununterbrochen, bald versteckten, bald offenen Kampf, der jedesmal mit einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Gesellschaft endete oder mit dem gemeinsamen Untergang der kämpfenden Klassen. In den früheren Epochen der Geschichte finden wir fast überall eine vollständige Gliederung der Gesellschaft in verschiedene Stände, eine mannigfaltige Abstufung der gesellschaftlichen Stellungen. Im alten Rom haben wir Patrizier, Ritter, Plebejer, Sklaven; im Mittelalter Feudalherren, Vasallen, Zunftbürger, Gesellen, Leibeigene und noch dazu in fast jeder dieser Klassen wieder besondere Abstufungen. Die aus dem Untergang der feudalen Gesellschaft hervorgegangene moderne bürgerliche Gesellschaft hat die Klassengegensätze nicht aufgehoben. Sie hat nur neue Klassen, neue Bedingungen der Unterdrückung, neue Gestaltungen des Kampfes an die Stelle der alten gesetzt. Unsere Epoche, die der Bourgeoisie, zeichnet sich jedoch dadurch aus, daß sie die Klassengegensätze vereinfacht hat. Die ganze Gesellschaft spaltet sich mehr und mehr in zwei große feindliche Lager, in zwei große, einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat. Karl Marx.

Eine Prophetenstimme

Dann kommt die Katastrophe. Alsdann wird in Europa der große Generalmarsch geschlagen, auf den hin 16—18 Millionen Männer, die Blüte der verschiedenen Nationen, ausgerüstet mit den besten Mordwerkzeugen, gegeneinander ins Feld rücken. Aber nach meiner Ueberzeugung steht hinter dem großen Generalmarsch der große Kladderadatsch. Er kommt nicht durch uns, er kommt durch Sie selber. Sie treiben die Dinge auf die Spitze, Sie führen es zu einer Katastrophe. Sie werden ernten, was Sie gesät haben. Die Götterdämmerung der bürgerlichen Welt ist im Anzuge. Seien Sie sicher: sie ist im Anzuge!

August Bebel bei der Marokkodebatte im Reichstag.

Kredit und Revolution.

Der öffentliche Kredit und der Privatkredit sind das ökonomische Thermometer, woran man die Intensität einer Revolution messen kann. In demselben Grade, worin sie fallen, steigt die Blut und die Zeugungskraft der Revolution.

Marx.

Es ist ein allgemeingültiger Vertrag unter den Fürsten, einander gegen ihre Völker zu helfen.

Charles de Coster.

Die Schaltseite

Kein Anlaß zur Gehaltserhöhung

„Ach, Herr Direktor,“ sagte Herr Meier, „da Sie so viel Geld verdienen, könnten Sie mir doch eine kleine Gehaltserhöhung geben.“

„Arbeiten Sie so viel, Herr Meier?“

„Ich? Ja! Ich arbeite wie ein Pferd!“

„Hassen Sie sehen. Das vorige Jahr hatte 366 Tage, nicht wahr?“

„Ja gewiß.“

„Nun, Sie schlafen acht Stunden im Tage, nicht wahr?“

„Ja.“

„Das ist ein Drittel des Jahres, 122 Tage. Bleiben 244 Tage.“

„Stimmt.“

„Acht Stunden täglich sind Sie frei, macht nochmals 122 Tage. Bleiben also 122 Tage.“

„Sehr richtig.“

„Sonntags arbeiten Sie nicht; macht 52 Tage, bleiben also 70.“

„Im . . . ja.“

„Sonnabends arbeiten Sie nur den halben Tag, gehen 26 Tage ab, und 44 bleiben übrig.“

„Ja, ja, ja, gewiß.“

„Dierzehn Tage Ferien hatten Sie, nicht?“

„Ja, die hatte ich.“

„Bleiben also 30 Tage, dann gibt's 9 Feiertag im Jahr, so daß bloß 21 Tage übrig bleiben.“

„Ah, hm, hm, ja . . . a . . . aa.“

„Fünf Tage waren Sie krank. Bleiben 16 Tage, nicht wahr?“

„Ja . . . aa.“

„Dann haben Sie jeden Tag eine Stunde Mittagspause, zusammen 15 Tage. Also bleibt ein Tag, und das war der 1. Mai, wo Sie frei waren. Sie haben Glück, Herr Meier, daß das vorige Jahr ein Schaltjahr war, sonst hätte Ihnen noch ein Tag gefehlt!“

Meier zog sein Gesicht um Gehaltserhöhung zurück.

Dänischer Humor

Fünf vermögige Kopenhagener kamen kürzlich in einen Hutladen, um Hüte zu kaufen. „Sind die Herren alle verheiratet?“ fragte der Hutmacher und erhielt eine bejahende Antwort. „Gut! So schenke ich jedem der Herren einen Hut, der, ohne zu lügen, sagen kann, daß er seit seiner Hochzeit keine andere als seine Frau geküßt hat.“ — „Der mit dem Hut!“ rief der Jüngste. — „Wie lange sind Sie verheiratet?“ — „Seit letzten Montag.“ — Einer der Herren, die mit im Laden waren, erzählte seiner Frau diese Geschichte beim Kaffee und sie belustigte sich sehr über den Hutmacher. Aber der Mann wurde plötzlich ernst, als seine Frau ausrief: „Aber Karl! Warum hast du denn nicht auch einen neuen Hut bekommen?“

Revolution

„Hier, Jungen, sind die Patronen!

Nun schnell die Gewehre vom Pflock!

Der Kaiser befehlt's. Er wird euch belohnen,

Mit Bändern und Orden euch zieren den Rock.

Auf Kaisers Befehl erschießt ihr die Brüder,

Zertretet der Liebsten den blühenden Leib:

Drum zaudert nicht länger, formieret die Glieder

Zum Kampf gegen Freunde und Eltern und Weib!

Im Rechte zwar sind die Rebellen,

Sie fordern die Freiheit, verlangen nach Brot.

Da, hört wie die Hörner der Jäger laut gellen!

Mauch' Braven ladet zum Gastmahl der Tod . . .

Es' ist Gottes Geheiß und des Fürsten Befehl!

Dem Kaiser Hurra! Wer murmelt dort hinten von Mord?

„Der Obrigkeit folge und blicke nicht scheel.“

Gebetet der Bibel hochheilige Wort.“

So rief der Sergeant. Im Saale wird's stille . . .

Die Grenadiere starren mit bleichem Gesicht . . .

„Das eigene Volk? Und des Kaisers Wille?“

Sergeant, das können und dürfen wir nicht!

Was sollen uns Orden? Was Band und was Lige?

Wir selber sind Volk! Und er spar' sich den Lohn.

Hinunter mit ihm vom purpurnen Sitz!

Die Republik! Schlag Reveille, Tambour! Es lebe die

Revolution!

Gustav Schröder.

Die Verurteilte

Von B. Blasco Ibanez.

Seit vierzehn Monaten lebte er bereits im Gefängnis. Aus vier weiß gekalkten Wänden, deren Ritze und Sprünge er auswendig kannte, bestand seine Welt, und seine hochgelegene Fensterluke vor den eisernen Gittern, die so häßlich das Himmelsgewölbe zerschnitten, war seine Sonne. Acht Fuß im Geviert maß diese fürchterliche Zelle, aber eigentlich gehörte ihm der Raum nicht einmal zur Hälfte, weil die abschauliche und schwere Kette, die seinen Knöchel beschwerte, ihm nicht gestattete, von einem Ende der Zelle zum andern zu gehen.

Zum Tode war er verurteilt. Zwar durchstößerten seine Richter zum letzten Male die Akten seines Prozesses, als ob sie noch ein letztes Wort sprechen wollten, aber trotz der verschiedenen Gerichtsverhandlungen war er doch schon seit Monaten und Monaten lebendig begraben. Beinahe verkaufte er gleich einem abgestorbenen Leichnam in diesem feuchten Grabe. Wie oft gäbe in ihm der tolle Wunsch, sie möchten endlich ein Ende machen und ihn zur Hinrichtung führen.

Was ihn in seinem Gefängnisleben am meisten peinigte, war diese Saubereit. Jeden Tag wurde die Zelle ausgekehrt und gescheuert, von den Wänden rann die Feuchtigkeit und teilte sich seinem Körper mit. O diese verfluchten Wände, an denen nicht das kleinste Staubchen zu sehen war. So gar der Anblick des Schmutzes war ihm, dem Gefangenen, verhasst. Wenn wenigstens Mäuse ihm Gesellschaft geleistet hätten, wie gerne hätte er seine farge Mahlzeit mit ihnen geteilt! Oder

wenn aus den Ritzen eine Spinne getrocknet wäre, er hätte versucht, sie zu zähmen. . . .

Aber in diesem finstern Grabe war er allein. . . .

Eines Tages — ach, wie gut erinnerte sich Rafael dieses Tages — war ein Sperling auf sein Fenster geflogen und hatte sein Schnäbelchen am Gitter gewetzt. Bewundert schaute der Vogel herab, wo in der Tiefe ein elendes, verzweifelt menschliches Wesen mit gelbem Gesicht und erschreckend hohlen Augen saß und mitten im Sommer vor Frost schauderte. Rafael's Hals war von einem wollenen Tuch unwunden und ein Schal lag um seine Lenden. Das bleiche, hagere, totenähnliche Gesicht, die seltsamen Hüllen der Gestalt erschreckten den Vogel und plötzlich flatterte er weg, wie verjagt von dem Mordergeruch, der aus dem vergitterten Fenster strömte.

Ein einziges Geräusch unterschied Rafael von Zeit zu Zeit. Das war, wenn die anderen Gefangenen im Hofe spazieren gingen. Diese konnten sich doch von Zeit zu Zeit am Anblick des blauen Himmels ergötzen, sie sahen das Himmelsgewölbe frei und nicht durch eiserne Stäbe verunstaltet. Ungehemmt waren ihre Glieder und sie hatten die Möglichkeit, mit ihren Gefährten ein Wort zu wechseln.

Ja, ihn, ihn allein hatte man am empfindlichsten bestraft. Eine tolle Wut gäbe im Hirne des Verurteilten. Er beneidete seine Leidensgefährten, die im Hofe sich erholen durften. Wie gut hatten es diese! Ach, und diese beneideten wieder andere Gefangene, die noch ein bißchen mehr Freiheit hatten und diese zuletzt die ganz freien Menschen, die in den Straßen herumliefen und doch mit ihrem Lose nicht zufrieden waren und Gott weiß was für Wünsche hatten! Ach, wie gering schätzten sie ihre Freiheit, ihre schöne Freiheit! Sie hätten verdient, sie zu verlieren!

Er hatte in allem und allem Unglück gehabt. Ein Fluchtversuch mißlang, mit seinen Nägeln hatte er in trostloser Verzweiflung in seiner Zelle ein Loch gegraben, — es war umsonst! Ununterbrochen beaufschichtigte man ihn seither.

Wenn er sang, befahl man ihm zu schweigen. Dann fing er an, die monotonen Gebetsübungen herzuleiern, die er als Kind von seiner Mutter gelernt hatte und an die er sich teilweise noch erinnerte. Wieder wurde ihm Schweigen geboten! Den stimulierten Wahnsinn vermuteten seine Kerkermeister, oder fürchteten sie, er könnte in Wahrheit wahnsinnig werden! Das durfte nicht sein! Gesund an Leib und Seele mußten sie ihn dem Scharfrichter übergeben. Wenn er den Verstand verlor, so mußte das Urteil schon wieder ganz anders lauten.

Nein, verrückt war er nicht! Er wollte es auch nicht sein; aber die Gefangenschaft, die Einsamkeit und diese enge Zelle waren in der Lage, ihm mit der Zeit den Verstand zu rauben.

Nachts plagten ihn Halluzinationen. Sobald er durch das matte Nachtlcht gequält, die Augen schloß — in vierzehn Monaten hatte er sich an dieses Licht, das die Gefängnisordnung vorschrieb, nicht gewöhnen können — peinigte ihn der fürchterliche Gedanke, daß jene, die nach seinem Tode verlangten, ihn im Schlafe erwürgten — diese Vorstellungen kamen immer wieder.

Am Tage überdachte er sein Leben.

Wie klar, wie deutlich waren seine Erinnerungen! Er, der Lebendigbegrabene, ließ seine Lebensgeschichte wie die eines andern an seiner Seele vorbeiziehen.

Er erinnerte sich daran, wie er nach seiner ersten Strafe, die er wegen seiner Rauferei bekommen hatte, wieder in seinem Geburtsort auftauchte, des Aufsehens, das er überall hervorgerufen hatte, vor vielen ihn bewundernden Menschen in der Dorfkirche.

Der famose Dursche ist Rafael sagten alle.

Das hübscheste Mädchen des Dorfes entschloß sich, sein Weib zu werden, mehr aus Furcht und Eitelkeit, als aus Liebe zu ihm.

Die Dorfältesten umringten ihn, und versprachen ihm Himmel und Berge, wenn er seinen Einfluß auf das Volk benutze, um für die Wahlen zu agitieren. Während der ganzen Wahlkampagne war er die Hauptperson, das ganze Dorf lag unter seinem Bann und die andere Partei war daran, all ihren Einfluß zu verlieren.

Da fiel es diesen ein, einen anderen Durschen, der ebenfalls gefessen hatte, Rafael entgegenzustellen.

Christus! Jetzt aber wurde die Sache ernst, jetzt war seine Ehre im Spiele. Den wollte er schon an den Ohren packen, wenn es ihm einfallen sollte, ihm seinen Einfluß zu verderben. Und wie es bei ihm nicht anders zu erwarten war, paßte er dem andern auf und schoß ihn blindlings aus einem Hinterhalte nieder! So mir nichts, dir nichts ließ er sich sein Geschäft nicht verpfuschen!

So war die Geschichte vor sich gegangen. Dann wurde er verhaftet, dann kam er vor Gericht, und gegen ihn zeugten alle, denen er vorher Furcht eingeflößt hatte. Nach vierzehn Monaten kam endlich das fürchterliche Todesurteil zustande, — trotzdem hoffte er noch für sein Leben.

Feige war er nicht, nicht im geringsten — aber manchmal schnellte er nachts, wie von einer geheimen Angst gejagt, von seiner harten Pritsche empor, unheimlich klirren seine Ketten, es war wie ein Zähneklappern. Wie ein Kind weinte er, und im gleichen Moment bereute er seine Siamertöne und hielt die Klage zurück.

Es war ein anderes Wesen, das in seinem Innern hämmerte, ein Wesen, das ihm bis jetzt unbekannt geblieben war, ein Wesen, das sich fürchtete und weinte und sich erst dann beruhigte, wenn er ein halbes Duzend Tassen von jenem Getränk in den Hals gegossen hatte, das sie im Gefängnis Kaffee nannten, das in Wirklichkeit aber ein Aufguss von Johannisbrotkernen und Feigenwurzeln war.

Vom alten Rafael, der den Tod herbeigesehnt hatte, war nichts mehr zu sehen. Der neue Rafael, der in diesem Grabe hauste, dachte mit Schrecken an die vergangenen vierzehn Monate und seine bevorstehende Hinrichtung. Wie gerne wäre er weitere vierzehn Monate im Gefängnis verblieben, nur um leben zu dürfen.

Aber er war ängstlich geworden. In allem glaubte er die baldige Hinrichtung zu erkennen, sowohl in den neugierigen Gesichtern, die durch die Luke seiner Zellentüre lugten, als in den täglichen Besuchen des Priesters, der jeden Nachmittag in dieser von schlechten Ausdünstungen geschwängerten Zelle erschien, als ob dies der angenehmste Ort gewesen wäre, sein Pfeifchen zu rauchen. Schlecht, überaus schlecht waren die Ausichten.

Beruhigend waren die Fragen des Geistlichen. Ob er ein Christ sei? Ja, Vater! Er ehrte die Geistlichen, nie war er ihnen zu nahe getreten. Auch seine ganze Familie war ehrenhaft. Er, samt seinen Brüdern und Schwestern hatten im Heere des Königs gekämpft, und zwar gerade deshalb, weil der Dorfgeistliche es befohlen hatte. Und um seinen Christenglauben zu beweisen, suchte er auf der hageren Brust nach einem Stapulier und einigen Heiligenbildern.

Dann sprach ihm der Priester von Jesus, vom Gottessohne, der sich in der gleichen Lage wie er befunden hatte. Dieser Vergleich begeisterte den armen Teufel. Welche Ehre für ihn! Aber trotzdem diese Ähnlichkeit ihn entzückte, hätte er am liebsten das Todesende möglichst weit hinausgeschoben.

Dann kam der Tag, an dem die schreckliche Nachricht ihn überfiel. In Madrid hatten sie endlich die Akten geschlossen. Die Todesnachricht war da, ja, sie hatten es eilig gehabt, der Telegraph hatte sie dem Direktor des Gefängnisses übermittelt.

Als ein Beamter ihm sagte, daß seine Frau mit dem kleinen Mädchen, das während seiner Haft das Licht der Welt erblickte, ihn zu sprechen wünsche, zweifelte er auch nicht mehr. Wenn sein Weib vom Dorfe kam, dann standen die Dinge sicher schlecht.

Dann sprachen sie ihm von der Amnestie und er warf sich mit Verzweiflung an diesen letzten Hoffnungsanker. Waren nicht andere auch schon begnadigt worden? Konnte es ihm nicht auch so gehen? Warum sollte diese gute Stadt Madrid ihm nicht auch das Leben schenken? Es ging doch sicher an, um Begnadigung zu bitten.

Und allen, die ihn aus Neugier, oder weil es ihre Pflicht war, besuchten, den Anwälten und Journalisten, dem

Priester stellte er die gleiche zitternde, bange Frage, als ob gerade sie die Macht gehabt hätten, ihm das Leben zu schenken.

„Was meinen Sie, soll ich um Gnade bitten?“

Am nächsten Tage wurde er gefesselt und gebunden, wie ein Stück Vieh, das zur Schlachtbank geführt wird, in seinen Geburtsort gesandt. Bereits weilte der Scharfrichter im Dorfe.

Stundenlang harrete seine Frau vor der Türe seines Kerkers, um einige wenige Worte mit ihm zu wechseln. Sie war ein braunes, junges Weib, mit vollen Lippen und dichten Augenbrauen. Und ihren Kleidern entströmte ein penetranter Stallgeruch.

Sie hatte das Aussehen einer Verzweifelten. Zwar lag in ihren unstillen Blicken mehr Schrecken als Seelenschmerz und nur als sie den Blick auf den Säugling heftete, der an ihrer vollen Brust sich sättigte, traten ein paar Tränen in ihre Augen.

Herr Gott! Welche Schande für die ganze Familie! Schon immer hatte sie gehaut, daß dieser Mann ein schlechtes Ende nehmen würde. O wäre doch ihr kleines Mädchen nicht geboren!

Der Gefängnisgeistliche versuchte sie zu trösten. Auch dieser Schmerz würde vorübergehen. Später, als Witwe könnte sie vielleicht einen anderen Mann kennen lernen, der sie glücklicher machte. Das schien ihr wieder Leben zu geben, ja, sie kam so weit, von ihrem ersten Bräutigam zu sprechen, der aus Furcht vor Rafael sich zurückgezogen hatte, und jetzt auf dem Felde oder im Dorfe ihre Nähe suchte, als ob er ihr etwas zu sagen hätte.

Nein, an Männern würde es ihr nicht fehlen, sagte sie sich mit heimlichem Lächeln. Aber ich bin eine anständige Frau, eine Christin. Wenn ich mit einem Manne verkehre, so soll es in allen Ehren sein!

Und als sie die ernstesten Gesichter des Priesters und des Gefängniswärters bemerkte, kehrte sie wieder zur Wirklichkeit zurück und brach in Weinen aus.

Als es dämmerte, kam die telegraphische Nachricht. Rafael war begnadigt, das Gericht in Madrid schenkte ihm das Leben und verwandelte die Todesstrafe in lebenslänglichen Kerker.

Das Ereignis erregte bei allen Gefangenen Aufsehen. Wenn dieser Mörder begnadigt wurde, dann — — —

„Freue dich, arme Frau,“ sagte der mitleidige Priester zum Weibe des Begnadigten. „Dein Mann wird nicht hingerichtet werden! Du sollst nicht Witwe sein!“

Das Weib war verstummt. Unklare Gedanken wogten in ihrem armen Kopfe, ihr Hirn schien stille zu stehen.

Es ist gut! sagte sie endlich in ruhigem Tone. Wann wird er frei?

Frei? Bist du von Sinnen? Niemals! Du kannst zufrieden sein, daß sie ihm das Leben schenken. Nach Afrika wird er geschickt, und bei seiner Jugend und Gesundheit kann er über zwanzig Jahre noch leben.

Zum ersten Male kamen dem Weibe die Tränen aus tiefstem Herzen. Aber sie schluchzte nicht aus Schmerz, sie weinte aus Verzweiflung, aus Wut.

Ruhig, Weib! sagte der erregte Priester. Das heißt Gott versuchen! Das Leben wurde ihm geschenkt! Hast du verstanden! Er war zum Tode verurteilt. Und du wagst es, dich zu beklagen — — —

Plötzlich hörte das braune Weib auf zu schluchzen und ihre Augen sprühten Blicke des Hasses.

Gut! Mögen sie ihm das Leben schenken, ich freue mich darüber. Er ist gerettet, aber ich? — — —

Eine fürchterliche Pause, folgte: ihr üppiger, wollüstiger Körper wand sich in konvulsivischen Zuckungen, dann folgten die stockenden Worte:

Die wahre Verurteilte bin ich!

Die geologische Geschichte der Ostsee

Es ist uns heute möglich, aus den Gesteinsablagerungen, die den Boden zu unseren Füßen bilden, und den in ihnen eingeschlossenen Versteinerungen die geologische Geschichte eines Landes zu rekonstruieren. Die Art der Gesteine, ob feinkörniger Schiefer oder grobe Gemische, gibt uns Auskunft darüber, ob hier einst ein Meer bis in große Tiefen hinabreichte oder an eine Steilküste anbrandete. Die Lagerung, ob gefaltet oder zerbrochen und verworfen, gibt uns Aufschluß über den Aufbau und die Höhe einstiger Gebirge und über

die Ausdehnung der Ebenen. Und die in den meisten Sediment- (Niederschlags- oder Ablagerungs-)gesteinen enthaltenen Versteinerungen weisen uns auf die Entstehungszeit der Ablagerungen hin.

Da ist es interessant, mit Hilfe dieser Methode einmal auch ein Meer wie die Ostsee in ihrem Werdegang zu verfolgen, zu erforschen, wie sie nach und nach aus einzelnen Teilen entstanden ist, die sich schließlich in der Gegenwart zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefunden haben. Selbstverständlich müssen wir dabei von den heutigen Verhältnissen durchaus abstrahieren.

Aus der Vorzeit unserer Erde ist in Nordeuropa heute noch eine große Senke übrig, die damals als Lalmulde in der Faltungsgzone eines von Osten nach Westen verlaufenden Gebirgszuges gebildet wurde. In diesem Senkungsgebiet liegen heute Bener- und Mälar-See in Schweden und der Finnische Meerbusen. An den Randzonen des alten Gebirges befanden sich damals Vulkane, von deren gewaltigen Eruptionen der sogenannte Rapakivi-Granit stammt, der ausgezeichnet ist durch sehr große rote Feldspatbrocken und als Gindling im norddeutschen Flachland nicht selten vorkommt. Diese vorzeitlichen Gebirge wurden dann abgetragen und der dabei entstehende Verwitterungsschnitt in einem Meere, das langsam auf das unterstinkende Festland hinauftrug, zu Sandsteinen zusammengebacken. Das vordringende Meer reichte schließlich, wie sich aus der Verbreitung der Ablagerungen feststellen läßt, vom hohen Norden über ganz Skandinavien und Teile von Rußland hinweg bis Pommern und Mecklenburg. Das Meer wurde immer tiefer, es kam zur Bildung von dunklen Tonen, und Koralleninseln erhoben sich in der Gegend von Gotland. Die tiefste Stelle zog sich etwa in der Richtung Petersburg-Kalmar hin, während nach Süden hin, im heutigen Norddeutschland, eine Landbrücke die Verbindung mit dem böhmischen Meer hinderte. Dann folgte noch vor der Steinkohlenzeit eine Gebirgsaufkaltung von England herüber bis nach dem nördlichen Norwegen, so daß die Ostsee abgeschnürt wurde und allmählich austrocknete. In der Steinkohlenzeit ist das Ostseegebiet Festland, während in Mitteldeutschland sich die sogenannten karbonischen Alpen von Straßburg bis in die Magdeburger Gegend auffalteten.

Vom Ende des Alttertiums der Erde bis in die Eiszeit hinein blieb dann der nördliche Abschnitt der Ostsee Festland, während im Mittelalter, in der Tria- und Jurazeit, das Muschelfalkmeer den südlichen Teil bedeckte. In Schonen bei Helsingborg war wohl das Mündungsgebiet großer Ströme, in deren sumpfigem Mündungsgebiet eine reiche Vegetation zur Bildung von Kohlenlagern führte. Das ganze deutsche und dänische Gebiet befand sich damals ständig in einer Art Schaukelbewegung, so daß bald das Meer zurückwich, bald wieder vordrang. Die Ostsee war eine Rinne, die bald nördlich, bald südlich gerückt wurde und in der hauptsächlich der Verwitterungsschutt des nördlichen skandinavischen Festlandes sich ablagerte. Zur Tertiarzeit befanden sich im Gebiet der heutigen östlichen und nördlichen Ostsee ausgedehnte, sehr harzreiche Nadelholzwaldungen, besonders im Samland, die den Bernstein lieferten. Am Ende der Tertiarzeit war wohl nur ein kleiner Binnensee im westlichen Ostseegebiet vorhanden.

Die wichtigste Phase für die Herausbildung der heutigen Ostsee ist die Eiszeit. Bevor die Gletscher Skandinaviens zum letzten Male nach Süden vordrangen, schufen gebirgsbildende Bewegungen die dänischen Inseln, Rügen und Bornholm, indem die dazwischen liegenden Gebiete längs großen Bruchlinien in die Tiefe sanken. Rügen und Mien zeigen in ihrem Steilabfall deutlich die Verwerfung, die aber auch bei Riel, Stralsund, Wollin nachzuweisen ist. Als dann das Eis zurückwich, drang das Meer in die neugebildete Senke ein und bildete so die Ostsee, die aber noch mehrere Zwischenstadien durchmachen mußte, ehe sie die heutige Gestalt annahm, die wir als Yoldia-, Ancylus- und Littorinazeit bezeichnen. In der Yoldiazeit stand die Ostsee nördlich von Småland in Schweden, im Gebiet des Bener-, Wetter-, Hjelmar- und Mälar-Sees in ostwestlicher Richtung mit der Nordsee in Verbindung. Südfinland und das ganze finnische Seegebiet stand unter Wasser, so daß auch eine Verbindung der Ostsee mit dem weißen Meer, also dem nördlichen Eismeer, existierte. Das Wasser muß, den in den Ablagerungen enthaltenen Tieren nach zu schließen, sehr kalt gewesen sein, was sich leicht erklärt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Schmelzströme der Gletscher hineinmündeten und wahrscheinlich auch kalte Strömungen vom Pol her weit

nach Süden vordrangen. Bis an die deutsche Ostseeküste scheint das Yoldiamer nicht herangereicht zu haben.

In der folgenden Ancyluszeit schlossen sich die Tore in Jütland und Finnland, die ganze Ostsee wurde vom Meere abgeschnürt und wieder in einen Binnensee verwandelt; nur im Sund mag eine schmale Meerenge vorübergehend bestanden haben. Den Namen hat diese Zeit von einer kleinen Süßwasserschnecke, die sich von dieser Zeit her noch in der ganzen Umrandung der Ostsee findet. Eine Landbrücke, die von Hannover über Holstein und Jütland nach Schonen ging, ermöglichte es damals der südlichen Tier- und Pflanzenwelt, in das eisfrei gewordene Skandinavien wieder einzuwandern; auch der Mensch scheint auf diesem Wege nach Norden vordringen zu sein. Bornholm war damals noch durch den Abgrund mit Rügen und vielleicht auch mit Hinterpommern verbunden, was sich gleichfalls durch Uebereinstimmungen in der Flora und Fauna nachweisen läßt.

Dieser Binnensee erhielt dann in der Littorinazeit wieder Verbindung mit dem Salzmeer; das geht daraus hervor, daß die Nordseemuscheln sich allmählich bis nach dem äußersten Norden der Ostsee verbreiten. Die Landbrücke von Bornholm nach dem Festland verschwand, Sund und Belt öffneten sich als Verbindung mit der Nordsee. Zugleich trat an der deutschen Ostseeküste eine Senkung ein; so befinden sich verfunken Eichen- und Eibenwälder auf dem Meeresboden bei Thießow, Hiddensee und an anderen Stellen. Auch Hünengräber und menschliche Steinwerkzeuge liegen nicht selten auf dem Meeresboden und werden von da gelegentlich zutage gefördert.

Gegenwärtig hebt sich das ganze Gebiet der Ostsee langsam empor — so hat sich Stockholm in den letzten hundert Jahren um 47 Zentimeter gehoben — die Ausfüllung macht wieder langsame Fortschritte. —

Kleines Feuilleton

Die Lehninsche Weissagung über das Ende der Hohenzollern

In diesen Zeiten politischen Umsturzes ist in Wort und Schrift nicht selten von der berühmten Lehninschen Weissagung die Rede gewesen, die angeblich schon vor Jahrhunderten den Eintritt der jetzigen Ereignisse verkündigt haben soll. Im Volke erzählt man sich seit langem, es stehe u. a. darin, daß ein „einarmiger“ Kaiser der letzte in Deutschland sein werde, daß das Reich unter ihm seine höchste Blüte, aber auch seinen Sturz erleben werde usw. Was hat es nun mit dieser Gerüchten auf sich? Wenn die Lehninsche Weissagung tatsächlich einen derartigen Inhalt hätte, so würden wir es allerdings mit einer erstaunlich richtig eingetroffenen Prophezeiung zu tun haben. Aber steht denn in der Prophezeiung wirklich, was das Volk behauptet, oder haben wir es nur mit einem wilden Gerücht zu tun, das Hunderte gläubig nacherzählen und niemand nachprüft? Nun, glücklicherweise ist der ganze Wortlaut in nicht mißverständlicher Form erhalten, und wir können feststellen, was an den im Volke umhergetragenen Geschichten Wahres ist. Zuvor aber muß über die Entstehung der Weissagung einiges Tatsachenmaterial mitgeteilt werden.

Der Ueberlieferung nach soll die Lehninsche Weissagung von einem Bruder oder Abt Hermann von Lehnin, der geschichtlich nicht nachweisbar ist, im Jahre 1306 verfaßt worden sein. Der Zweck der Prophezeiung ist die Ankündigung der künftigen Geschichte der Herrscher der Mark Brandenburg. Tatsächlich ist denn auch bis zum Großen Kurfürsten die Geschichte Brandenburgs recht treffend und unverkennbar richtig, wenn auch in etwas „dunkel“ mythischer Form, geschildert. Das ist aber nicht verwunderlich, denn genaue Forschungen haben ergeben, daß die Lehninsche Weissagung nicht im Jahre 1306 verfaßt worden ist, sondern erst gegen das Jahr 1685, also in den letzten Regierungsjahren des Großen Kurfürsten, von einem gewissen Andreas Fromm, der erst protestantischer Pfarrer an der Peterskirche in Berlin war, später aber im Unfrieden aus der Mark schied, zum Katholizismus übertrat und 1685 als Domherr in Leitmeritz in Böhmen starb. Der Zweck der Fälschung war lediglich, Stimmung gegen den reformierten Glauben und für den Katholizismus zu machen, denn die Prophezeiung klingt schließlich in den Vers aus: „Es kommt die Clerisey zu ihren alten Ehren.“